

Nach dem Zusammenbruch des damals zweitgrößten deutschen Geldinstituts Darmstädter und Nationalbank (Danat-Bank) standen am 13. Juni 1931 hunderte Kunden vor dem Berliner Postscheckamt Schlange, um ihr Guthaben abzuheben.



Einführung

## Wirtschaftskrisen in historischer Perspektive

Die jüngste Finanz- und Wirtschaftskrise ist kein singuläres Phänomen: Wirtschaftliche Krisen gehören zu den wiederkehrenden, prägenden Ereignissen der Geschichte.

VON WERNER PLUMPE

ABB.: PICTURE-ALLIANCE/DPA



IM APRIL UND MAI 1873 platzte an der Wiener Börse eine Immobilienblase. Unter den zahlreichen Anlegern aus Hochadel, Bürgertum und einfachem Volk brach eine Panik aus. Die eben noch so erfolgreichen Bankiers und Börsenhändler fürchteten plötzlich um Freiheit und Leben. Manche griffen zu drastischen Mitteln. So schrieb eine Wiener Zeitung, dass einige Börsenhändler „Selbstmord fingierten, indem sie ihre alten Kleider an einer Brücke niederlegten und in neuen das Weite suchten.“ Ganz ähnlich berichtete der „Spiegel“ am 26. Januar 2009: „Eine Reihe prominenter Selbstmorde schockiert

die Wall Street. Doch nicht in allen Fällen bringen sich Banker und Börsenhändler tatsächlich um – einige täuschen ihren Freitod vor, um der Strafverfolgung zu entkommen.“ Das Fluchtverhalten scheint nicht unbegründet; in der Öffentlichkeit sind es vor allem die Akteure an den Finanzmärkten, denen die Krise angekreidet wird.

### Ein Blick in die Geschichte

Doch ein Blick zurück durch die Jahrhunderte schürt Skepsis gegenüber diesem ebenso populären wie vereinfachenden Bild, denn Wirtschaftskrisen zählen zu den wiederkehrenden, prägenden Ereignissen der Geschichte. Ihre Bedeutung war und ist häufig so groß, dass sie weit über das wirtschaftliche Geschehen hinaus ausstrahlen und ernsthafte politische und soziale Probleme auslösen. Wirtschaftskrisen sind auch keine neue Erfahrung. Bereits aus dem Alten Testament sind mit der Josephs-Geschichte die sieben fetten und die sieben mageren Jahre überliefert. Ernteschwankungen und in ihrem Gefolge Teuerung, Hunger und Not zählten zu den ständigen Begleitern der Geschichte Alteuropas. Auch deren Überwindung durch eine zunehmend leistungsfähige Landwirtschaft seit dem 19. Jahrhundert führte keineswegs zu einem Ende der Krisen. Seither wird die Entwicklung der Wirtschaft von konjunkturellen Rhythmen geprägt. Ernteschwankungen und Schwankungen der Konjunktur sind nicht einmal die einzigen Plagen, die die Menschheit zu ertragen hatte und noch erträgt. Hinzu treten Spekulationskrisen, die ebenfalls keine neue Erscheinung sind. Der Tulpschwindel im Holland des 17. Jahrhunderts, die Südsee-Blasen im England des 18. Jahrhunderts oder die zahlreichen Spekulationsblasen des 19., 20. und 21. Jahrhunderts markieren eine schier nicht enden wollende Reihe krisenhafter Abschwünge. Und schließlich die verbreiteten Staatsbankrotte: Folgt man den amerikanischen Ökonomen Carmen M. Reinhart und Kenneth S. Rogoff, zählen die durch Zahlungsschwierigkeiten von Staaten bzw. durch ihre überhöhte Verschuldung ausgelösten Probleme zu den häufigsten Krisenverursachern der letzten Jahrhunderte. Auch wenn man die Staatsbankrotte nicht unbedingt zu den Wirtschaftskrisen im engeren Sinn rechnen möchte, da ihre Ursachen in der Regel politischer und nicht ökonomischer Art sind, entfalten sie gleichwohl eine ungeheure Krisendynamik, wie derzeit die Verschuldungskrisen in Europa und den USA zeigen. Nimmt man alles zusammen, sind Krisen offensichtlich normaler

Bestandteil des ökonomischen Geschehens. Sie scheinen überdies so vielfältig zu sein, dass es schwerfällt, hierfür das Verhalten einzelner Personen verantwortlich zu machen, geschweige denn ein aussagefähiges theoretisches Krisenmodell vorzulegen. Der deutsche Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker Werner Sombart (1863–1941) beklagte bereits 1904 eine nicht mehr überschaubare Fülle an Krisentheorien. Die gegenwärtige ökonomische Theorie verzichtet im strengen Sinn ganz auf die Verwendung des Krisenbegriffs und benutzt statt dessen in der Sprache der Konjunkturtheorie Begriffe wie Rezession, Abschwung oder Depression, um das zu bezeichnen, was in der Öffentlichkeit im Allgemeinen als Wirtschaftskrise verstanden wird.

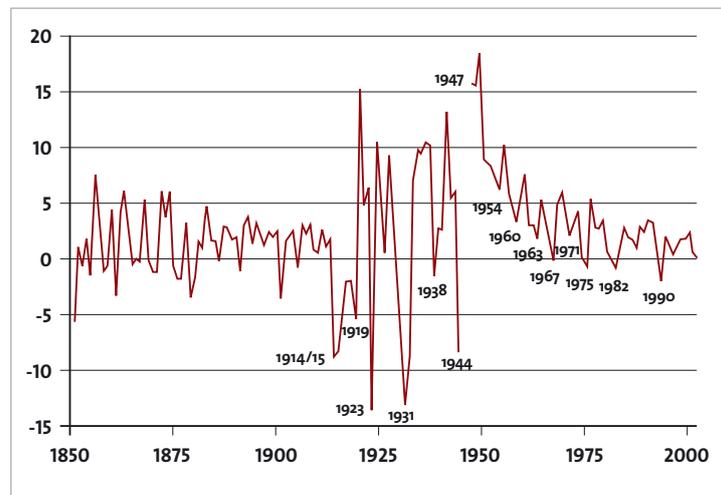
### Krisen der vormodernen Welt ...

Trotz dieser Ungenauigkeiten ist die Verwendung des Begriffs „Wirtschaftskrisen“ aber durchaus sinnvoll, nicht zuletzt, weil seine Bedeutung in den öffentlichen Debatten außer Frage steht. Im weitesten Sinne bezeichnen Krisen bestimmte Phasen der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, die als Störungen wahrgenommen werden. Der Krisenbegriff bezieht sich einerseits auf den Umschlagspunkt von einer Aufschwungphase oder zumindest einer Phase stabiler wirtschaftlicher Entwicklung in Stagnation und Abschwung, andererseits bezeichnet er aber auch die Abschwung- und Depressionsphase selbst. Betrachtet man den wirtschaftlichen Strukturwandel unter der Perspektive gesamtwirtschaftlicher „Störungen“, so lässt sich das Krisengeschehen historisch grob ordnen. Die Krisen der vormodernen Welt, also der Zeit vor der Durchsetzung des modernen Kapitalismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts, waren vor allem Agrar- und Ernährungskrisen. Zwar gab es zahlreiche Staatsbankrotte und auch das Auftreten und Platzen von Spekulationsblasen war nicht selten. Aber deren gesamtwirtschaftliche Folgen waren in einer Welt, die wirtschaftlich von der Landwirtschaft und den Bemühungen um die Sicherstellung der Ernährung bestimmt war, begrenzt. Der entscheidende Faktor im Krisengeschehen waren Klima und Wetter. Günstige klimatische Bedingungen ermöglichten gute Ernten, niedrige Lebensmittelpreise sowie wachsende Bevölkerungszahlen und in der Folge sinkende Löhne und einen Anstieg auch der gewerblichen Produktion, die angesichts niedriger Lebensmit-

telpreise auf günstige Nachfragebedingungen traf. Schlechte Ernten konnten hingegen rasch verheerende Folgen haben: Beschäftigungslosigkeit, Hunger und Elend, Bettel und Tod waren dann häufige Gäste gerade in den Häusern der armen Bevölkerung. Erst die großen Fortschritte der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert beendeten diese stete Bedrohung.

### ... und des modernen Kapitalismus

Die Krisen der vormodernen Welt folgten keinem feststehenden Rhythmus, sondern wurden in hohem Maße durch seinerzeit unvorhersehbare Klima- und Wetterschwankungen verursacht. Das änderte sich mit der modernen Wirtschaft. Zwar verloren die Wirtschaftskrisen nach und nach ihre apokalyptischen Dimensionen, wurden aber stattdessen zum wiederkehrenden, geradezu rhythmischen Muster, das nicht mehr äußeren Irritationen, sondern offensichtlich einer Art inneren Gesetzmäßigkeit der kapitalistischen Entwicklung folgte. Karl Marx (1818–1883) sah die rhythmischen Schwankungen der Wirtschaft bereits für die 1820er Jahre als gegeben an.



Die Wachstumsrate des realen Bruttoinlandsproduktes pro Kopf in Deutschland, 1851–2002.

Spätestens seit den 1860er Jahren und den Beobachtungen des französischen Arztes Clement Juglar (1819–1905) war offensichtlich, dass der wirtschaftliche Strukturwandel Zyklen durchlief, Zyklen von Aufschwung, Boom, Rezession und Depression, die sich – so Juglars empirisch durchaus stimmige Annahme – zudem in einem relativ festen zeitlichen Rahmen von sechs bis zehn Jahren abspielten und weiterhin abspielen.

Die moderne Wirtschaft weist mithin im Gegensatz zur vormodernen Welt Zyklen auf, die aber keineswegs der von Marx unterstellten Unterganglogik folgten. Im Gegenteil erwiesen sie sich als Erscheinungsweise einer tendenziell wachsenden Wirtschaft und eines intensiven ökonomischen Strukturwandels.

Die Umschwünge vom Boom zur Rezession wurden und werden daher auch nicht unbedingt stets als krisenhaft erfahren, sondern können, wie etwa in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als Wachstumszyklen wahrgenommen werden. Andererseits waren die Krisen der Jahre vor 1848 oder der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert mit großem sozialen Elend verbunden, das zu Krisen des politischen Systems beitrug. Offensichtlich gibt es Phasen, in denen Krisen eher hingegenommen werden, und Phasen, in denen die Bedeutung von Krisen dramatisch zunimmt und sie das gesamte Gesellschaftssystem in Mitleidenschaft ziehen können. Der deutsche Wirtschaftshistoriker Knut Borchardt hat für den modernen Kapitalismus in Anlehnung an eine Formulierung von Karl Marx die überaus hilfreiche Unterscheidung zwischen „Krisen an sich“ und „Krisen für sich“ getroffen. „An sich“ lassen sich alle Umschwünge vom Boom zum Abschwung als „Krise“ begreifen; aber ob sie in einem manifesten Sinne auch zu „Krisen für sich“ werden, hängt nicht nur von ihren gesamtwirtschaftlichen Dimensionen und sozialen Folgen, sondern auch stark davon ab, wie insbesondere die Zeitgenossen auf das wirtschaftliche Geschehen reagieren. Die Erwartungshaltungen von Unternehmen und Haushalten spielen für das Krisengeschehen eine ebenso wichtige Rolle wie die öffentliche und wissenschaftliche Diskussion der Wirtschaftswissenschaft sowie die Reaktion der Politik. Insofern sind auch in unserer Erinnerung keineswegs alle Konjunktur-

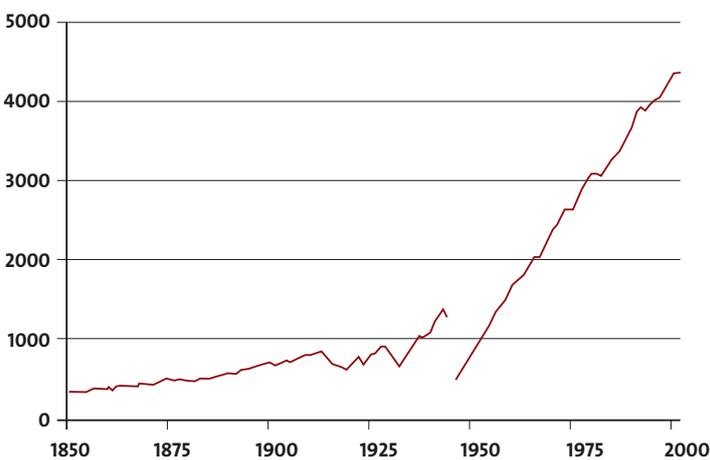
umschwünge gleichermaßen präsent. Die Diskussion seit 2008, also nach dem Ausbruch der letzten Weltwirtschaftskrise, der ersten großen Krise nach dem Zweiten Weltkrieg, erinnert vor allem an jene Krisen, die von den Zeitgenossen als besonders tief und heftig wahrgenommen wurden. Das Krisengeschehen in der Moderne, so ist zu schlussfolgern, hat daher nicht allein etwas mit der Veränderung von gesamtwirtschaftlichen Größen zu tun, sondern ebenso mit ihrer Interpretation und den wirtschafts- und sozialpolitischen Reaktionen auf sie. Werden Krisen als dramatisch erfahren, ist auch die Suche nach den Verantwortlichen ausgeprägt. Das hat insbesondere die „Spekulation“, neuerdings auch „die Märkte“ in Verruf gebracht und ihnen den Nimbus einer Geißel der modernen Wirtschaft eingetragen.

### Die Rolle der Spekulation

Die Krisen waren aber weder unter den Bedingungen der älteren Agrarverhältnisse eine Folge von dem, was man heute umgangssprachlich unter Spekulation versteht, noch findet sich in der Moderne ein unmittelbarer Zusammenhang von Spekulation und Krise. Die eigentliche Bedeutung von Spekulation ist unter einem gewaltigen Berg von mehr oder minder populären Vorurteilen verschüttet.

Wirtschaftlich gesehen ist Spekulation kein Übel, sondern ein notwendiges Moment allen wirtschaftlichen Handelns, das bei seinem Abschluss mit zukünftigem Erfolg kalkuliert und sich deshalb auf das Risiko einlässt, heute etwas zu tun, von dem man erst in der Zukunft wissen kann, ob es erfolgreich ist. Spekulation ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass es überhaupt zu wirtschaftlicher Entwicklung kommt und nicht nur zu einer Wiederholung des bereits

Bekanntes. Das heißt nicht, dass Spekulation immer gleich ist und historisch immer gleich war. Zweifellos gibt es Phasen größerer und Zeiten geringerer Spekulationsfreude, zweifellos gab und gibt es auch Übertreibungen, die man aber nur im Nachhinein feststellen kann. Im Moment der Entscheidung selbst steht nicht fest, wie die Spekulation ausgeht! Es gehört daher geradezu



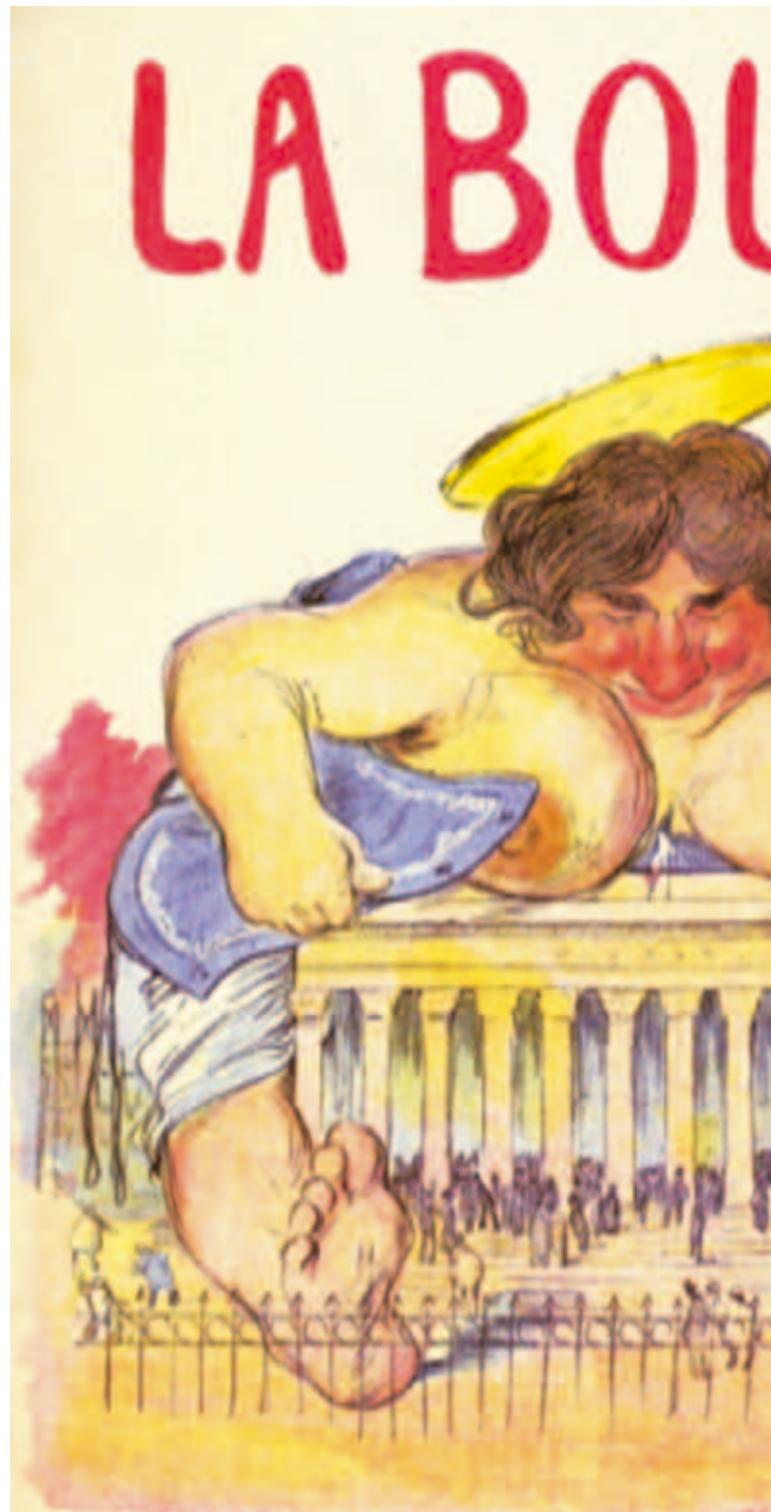
Das reale Bruttoinlandsprodukt pro Kopf in Deutschland, 1851–2002.

zu den feststehenden historischen Wahrheiten, dass es bei Spekulationskrisen immer alle schon gewusst haben: wenn es so weit ist!

Größere Spekulationsphänomene finden sich in der Regel immer dann, wenn hohe Erwartungen mit einer guten Liquiditätsversorgung und niedrigen Zinsen zusammentreffen, man also für vermeintlich aussichtsreiche Geschäfte billig und leicht Kredit bekommen kann. Derartige spekulative Wellen neigen zudem zur Selbstverstärkung, die durch Arbitrageure, also Marktakteure, die nicht an den Geschäften selbst, sondern vor allem an der Nutzung von Preisunterschieden interessiert sind, getragen werden. Spätestens zu dem Zeitpunkt, an dem sich zeigen muss, ob die großen Erwartungen auch gerechtfertigt sind, neigen Spekulationsblasen dazu zu platzen. Dieses Platzen hatte in der älteren Welt zumeist begrenzte Folgen, da die Landwirtschaft selbst hiervon kaum betroffen war. Im modernen Kapitalismus ist das anders, weil sich hier das spekulative Verhalten in der Regel mit der Aufschwungphase eines Zyklus, wenn alle Marktakteure von steigenden Preisen und glänzenden Aussichten ausgehen, verbindet. Der moderne Kapitalismus zeichnet sich überdies dadurch aus, dass er spekulative Momente zur Finanzierung von Großprojekten über neue Unternehmensformen (Aktiengesellschaften) und neue Finanzierungsstrukturen (Börsen, Kapitalmärkte) regelrecht institutionalisiert. Zwar gibt es auch seit dem 19. Jahrhundert Spekulationsphänomene, die mit dem Konjunkturzyklus wenig zu tun haben, doch im Regelfall ist die Spekulation ein Begleiter des Aufschwungs, den sie bis zu dem Punkt trägt und verstärkt, an dem die zeitweilig übertriebenen Erwartungen an Absatz, Gewinn und Rendite nicht eingelöst werden. In der modernen Welt ist Spekulation daher auch der Ausdruck intensiven, durch die Finanzmärkte vorweggenommenen Strukturwandels, der die Tendenz haben kann, in Übertreibungen zu enden. Das ist ein Risiko, das im

modernen Kapitalismus wohl unvermeidlich ist, auch wenn es geboten sein kann, das Ausmaß der Spekulation zu begrenzen. Und auch die Dämonie der „Märkte“, die derzeit gelegentlich beschworen wird, entbehrt bei genauerem Hinsehen der Substanz. „Märkte“, ausgestattet mit einer Art kollektivem Willen und einer entsprechenden Handlungsfähigkeit, sind wohl eher eine rhetorische Figur der Politik, um die Komplexität unbeherrschter ökonomischer Prozesse zu einem moralischen Problem der Marktakteure zu stilisieren, gegen die wiederum politisches Handeln aussichtsreich erscheinen mag.

**Satire von Emmanuel Barcet auf die Erweiterung der Pariser Börse, erschienen in der Satirezeitschrift „L'Assiette au Beurre“, 11. Oktober 1902.**



## Wie reagiert die Politik auf Krisen?

Nun haben die dem Kapitalismus inhärenten Schwankungen der wirtschaftlichen Entwicklung, aber auch bereits die vormodernen Krisen stets politische Reaktionen hervorgerufen. In der alteuropäischen Welt war eine Politik der Krisenvermeidung allerdings ausgeschlossen; man konnte bestenfalls Vorsorge für schlechte Zeiten treffen und gegen Wucherer und Spekulanten, die das Elend verschärften, vorgehen. Noch das 19. Jahrhundert nahm Wirtschaftskrisen, die etwa 1857 oder 1873 ein erhebliches Ausmaß

hatten und globale Dimensionen erreichten, nicht nur hin, sondern sah in ihnen geradezu das „reinigende Gewitter“ nach der Schwüle des Booms, das zudem meist die Spekulanten, also die „Richtigen“, traf. Im 20. Jahrhundert, vor allem seit dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Weltwirtschaftskrise, änderte sich das Bild freilich, nicht zuletzt wegen der ungeheuren sozialen Verelendung, die sich infolge der Krise von 1929 in Nordamerika und Europa ausbreitete. Seither haben alle Wirtschaftskrisen einen eminent politischen Charakter, da insbesondere die demokratischen Staaten derartige „Störungen“ nicht mehr einfach hinnehmen können, sondern zum Handeln verpflichtet zu sein scheinen, um die Bürger vor den Folgen ökonomischer Schwankungen zu schützen. Spätestens mit Keynes' Allgemeiner Theorie von 1936 schien auch der passende Schlüssel zur Steuerung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung gefunden. Der staatlichen Wirtschaftspolitik wuchs damit nicht nur die Aufgabe zu, die sozialen Folgen von Wirtschaftskrisen zu mildern, sondern weit darüber hinaus für eine gleichgewichtige wirtschaftliche Entwicklung zu sorgen, wozu sie im deutschen Fall durch das Stabilitätsgesetz von 1967 sogar gesetzlich verpflichtet wurde. Was im Boom der Wiederaufbaujahre zu funktionieren schien, erwies sich in der krisenhafteren Entwicklung der 1970er Jahre aber sehr rasch als illusionär: Weder konnte der Staat die konjunkturellen Rhythmen unterbinden noch gelang es, die Arbeitslosigkeit niedrig zu halten. Im Gegenteil: Die Staatsquote, i. e. der Anteil des Staates und der Sozialversicherung am Inlandsprodukt, explodierte und erreichte schließlich gut 50 % (nach 20–30 % im Wiederaufbau), zusätzlich stieg die Staatsverschuldung dramatisch an und die Inflation nahm zu. Es wird heute oft vergessen, dass der sog. Neoliberalismus von Margaret Thatcher und Ronald Reagan eine Reaktion auf die Krise des Sozialstaates und nicht deren Ursache war! Doch wie dem auch sei: Die sich anschließende Phase eines globalen Expansionsprozesses nährte eine andere Hoffnung, nämlich die eines immerwährenden Gleichgewichtes deregulierter Märkte, die sich spätestens 2007/08 ebenfalls als Illusion erwies. Aber anstatt die Rhythmen zu akzeptieren und sich auf deren soziale Abpufferung zu beschränken, suchten die Staaten erneut mit massivem Aufwand den ökonomischen Prozess zu stabilisieren und in die richtige Richtung zu drängen – mit dem Ergebnis einer zugleich enttäuschenden Entwicklung wie einer nunmehr die Handlungsfähigkeit der Staaten endgültig in Frage stellenden Staatsverschuldung. Die Angst vor einer Destabilisierung durch ökonomische Krisen wurde so selbst zur prominenten Krisenursache. ■

### DER AUTOR

*Prof. Dr. Werner Plumpe hat seit 1999 den Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Goethe-Universität Frankfurt am Main inne. Er ist u. a. Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands. Im Kollegjahr 2010/11 ist er Fellow am Historischen Kolleg in München. Er veröffentlichte u. a. das Werk „Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart“ (2010), das diesem Beitrag zu Grunde liegt, und arbeitet derzeit an einer „Unternehmensgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“.*

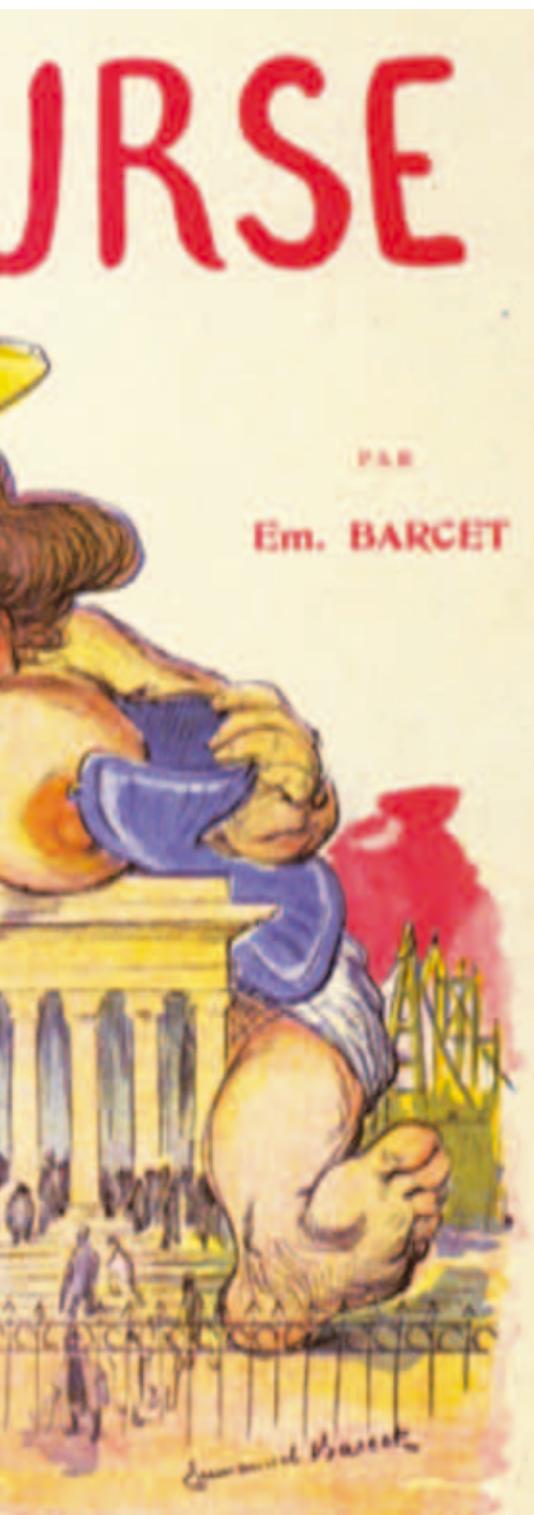


ABB.: H. RIES, H. GURATZSCH (HRSG.), ZWISCHEN HAUSSE UND BAUSSE, 1987, 67